

Tages-Anzeiger, 16.10.2010

Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon, aber das ist Kitsch!

Peter von Matt äussert sich über Dialektwahn und die gefährliche Abwertung des Hochdeutschen. Von Peter von Matt

Alles, was in der deutschen Schweiz geschrieben und gelesen wird, ist Hochdeutsch oder Standardsprache. Standardsprache ist ein so hässliches Wort, dass man seinen Erfinder aus der Sprachgemeinschaft ausschliessen sollte; ich verwende es an dieser Stelle nur, um öffentlich zu erklären, dass ich es nie mehr verwenden werde. Auch wenn viele Leute ihre SMS im Dialekt schreiben oder in irgendeinem Mundartgewurstel, gilt die Regel: Geschrieben und gelesen wird in der deutschen Schweiz das Hochdeutsche mit seinen schweizerhochdeutschen Eigenheiten, also eben etwa den Spargeln, den Türfallen und den Unterbrüchen.

Nun hat sich aber in diesem Lande seit einiger Zeit der Wahn ausgebreitet, der Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache. Das ist Unsinn, führt aber zu einer chronischen Einschüchterung der Deutschen in der Schweiz, denen man unterstellt, dass sie „unsere Sprache“ nicht beherrschten. In Wahrheit ist in der Schweiz der Dialekt nur für Analphabeten die ausschliessliche Muttersprache.

Denkschwach und sentimental

Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch, und zwar so selbstverständlich und von früher Kindheit an, wie das Fahrrad zwei Räder hat. Wir wachsen mit beiden Gestalten unserer Muttersprache auf, erfahren und erweitern unsere Welt in beiden Gestalten ein Leben lang, und unsere Autorinnen und Autoren schreiben, wenn sie etwas taugen, ein Hochdeutsch, das dem Ausdrucksreichtum keines deutschen oder österreichischen Autors nachsteht. Ist es doch ihre Muttersprache voll und ganz.

Nur haben sie noch deren zweite Gestalt daneben, in der sie sich mit den Landsleuten unterhalten und vielleicht auch gelegentlich ein Hörspiel schreiben. Der verbreitete Wahn, nur der Dialekt sei die Muttersprache der Deutschschweizer, beruht auf einer Mischung von Denkschwäche, Sentimentalität und Borniertheit. Und er hat bedenkliche Folgen. Er beschädigt die Liebe zum Deutschen und damit die Kulturfähigkeit vieler Schweizer. Denn wer seine Muttersprache nicht liebt, arbeitet auch nicht mit Lust daran sein Leben lang. Wer aber nicht sein Leben lang mit Lust an seiner Muttersprache arbeitet, rutscht langsam weg aus den schöpferischen Zonen seiner Kultur.

Wunderwelt Dialekte

Die deutschschweizerischen Dialekte sind eine bunte Wunderwelt, die gerade deshalb so tausendfach blüht und wuchert, weil es keine schriftliche Form für sie gibt. Wer dennoch eine Postkarte, eine SMS oder, was schon viel seltener geschieht, einen ganzen Brief im Dialekt schreibt, kann dabei gegen keine orthografischen Regeln verstossen. Und was den Wortschatz angeht, variiert dieser fast von Dorf zu Dorf. Ein berühmtes Beispiel ist die Ameise. Die nennt sich in der Deutschschweiz so:

Ämesse, Omeisele, Äbese, Aweissi, Ameisi, Uweisse, Wurmeissi, Wurmeisle, Wurmasle, Harmäusli, Ambeisse, Umbeisse, Hampeissi, Lombeisse, Empeisele, Ambitzli, Wumbitzgi, Humbetzgi, Ambessgi, Umbasle, Hobäsle, Wurmasle, Wambusle, Bumbeisgi

Dialekt ist nie perfekt erlernbar

Das hätte ohne weiteres von den Dadaisten auf ihrer verrauchten Bühne im Zürcher Niederdorf rezitiert werden können. Ähnlich steht es mit der Bezeichnung für den Brotanschnitt, um den in allen Familien gestritten wird, teils weil man ihn besonders liebt, teils weil man ihn verabscheut:

*Aaschnitt, Aahau, Aahäulig, Aahäueli, Obenäbli, Deckel, Gupf, Güpfi, Änggel, Münggel, Mürrgi, Mutsch, Bode, Chäppli, Aamündli, Gruschte, Chropf, Wegge, Zipfel, Scherbitz, Reif-
teli, Mugerli, Houdi, Gutsch, Götsch, Fux, Fuudi*

Angesichts der zwei lautmalerischen Litaneien wird auch deutlich, dass niemand je imstande sein wird, den deutschschweizerischen Dialekt als solchen zu lernen. Es gibt ihn als feste Grösse gar nicht, es gibt ihn nur als ungeheure, durcheinander wogende sprachliche Wolkenmasse. In dieser findet jeder Deutschschweizer seinen Winkel, in dem er besonders zu Hause ist, aus dem seine eigene Variante und Abschattierung der schweizerdeutschen Mundart stammt. Dass er diesen Winkel, diese Variante liebt, ist verständlich, und nichts ist dagegen einzuwenden. Aber wenn er deshalb jene Gestalt seiner Muttersprache abwertet, über die er mit der ganzen deutschen Sprachkultur verbunden ist und über die der geistige Austausch, das Geben und Nehmen denkender Köpfe wesentlich geschieht, verfehlt er sich gegenüber einem unersetzlichen Stück seiner Heimat.

Ungehobelt und bäurisch

Der Wahn, der Dialekt sei die einzige und eigentliche Muttersprache, hat zur Folge, dass sich manch ein Deutschschweizer das Recht herausnimmt, auch mit Deutschen und Österreichern sofort und ausschliesslich im Dialekt zu sprechen. Das ist ungehobelt, bäurisch und stillos. Noch schlimmer aber ist, dass dieses Verhalten den blitzschnellen Wechsel zwischen den zwei Gestalten der Muttersprache, der in der Schweiz lange Zeit ganz selbstverständlich praktiziert wurde und die Sprachfertigkeit des Deutschschweizers ebenso bewies wie seine Sprachfreude, zusehends zum Verschwinden bringt.

Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig. Tritt ein Deutscher hinzu, schalten sie um ins Hochdeutsche. Auch das wäre gut so und richtig. Nur tun sie es heute immer weniger, die Jungen fast überhaupt nicht mehr. Der Deutsche soll bitte sehr die Mundart verstehen. Das ist schlicht arrogant. Und einfältig, weil es unterstellt, dass das Hochdeutsche nicht unsere Sprache sei. Die Folge ist eine schleichende Provinzialisierung, die man als solche nicht erkennen will, auf die man sich vielmehr noch etwas einbildet. Hier liegt ein echtes nationales Problem vor, auch wenn es nur für die Deutschschweiz gilt.

Mangelnder Anstand bestraft sich selbst

Bedenklich ist dabei nicht so sehr das schlechte Benehmen. Mangelnder Anstand bestraft sich ja in der Regel selbst. Bedenklich ist der Rückgang der sprachlichen Beweglichkeit, der Ausdrucksfreude und syntaktischen Eleganz. Der hochdeutsche Wortschatz friert auf dem Volksschulniveau ein. Und die Medien tun nichts dagegen, obwohl sie selbst immer noch ein sehr passables Deutsch schreiben und reden. Sie fürchten sich vor der Volksseele, vor den Leserbriefen, vor den Kitschgefühlen, wonach der Dialekt die Sprache des Herzens sei, das Hochdeutsche aber kalt und fremd.

Dass der Deutschschweizer gleichwohl rasch bereit ist, sich über den Dialekt schon des Nachbarkantons lustig zu machen und bestimmte Mundartfärbungen sogar offen zu verachten, passt da allerdings schon weniger ins Bild. Eine gefühlsmässige Abwertung der Sprache,

85 in der Gottfried Keller und Robert Walser, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt geschrieben haben, ist heute weithin festzustellen. Natürlich führt dabei niemand gerade diese Beispiele an. Sie sind aber mitbetroffen. Würde man auch diese Konsequenz aussprechen, läge der Blödsinn sofort zutage.

*Der Germanist Peter von Matt (*1937) ist emeritierter Professor der Universität Zürich und vielfach preisgekrönter Buchautor. Der Text ist die gekürzte Fassung eines Aufsatzes, den Peter von Matt für die Literaturzeitschrift „Tintenfass“ geschrieben hat.*

Tages-Anzeiger, 19.10.2010

„Wer Mundart schreibt, hat nichts begriffen“

Die Mundart-Debatte führt auf Tagesanzeiger.ch/Newsnetz zu heftigen Reaktionen. Hat Peter von Matt recht, wenn er von einem „Dialektwahn“ spricht? Und ist Hochdeutsch für uns Mutter- oder Fremdsprache? Diskutieren Sie mit.

- Recht hat Peter von Matt damit, dass wir eine doppelte Muttersprache haben. Beim Umschalten bin ich jedoch nicht einig mit ihm. Es ist nicht Arroganz, mit Deutschen Dialekt zu reden. Wenn ich bei hiesigen Deutschen nicht auf Hochdeutsch umschalte, dann eben gerade darum, weil ich davon ausgehe, dass sie integriert sind. (Hans Müller)
- 5 – Abgesehen vom reisserischen Titel hat Peter von Matt völlig recht. Wenn wir Hochdeutsch als Fremdsprache ansehen, verlieren wir einen Teil unserer Sprachfertigkeit. Zudem kritisiert er mit keinem Wort die Dialekte, sondern lobt sogar deren Vielfalt. (Marko Zahnd)
- Woher nimmt Peter von Matt die Legitimität, mir vorschreiben zu wollen, wie ich mit anderen Leuten zu sprechen habe? Das ist totale Arroganz und ein Unsinn. Wenn man sich Sorgen machen muss, dann um die Pflege der vielen verschiedenen Dialekte – und nicht um die (Fremd-)Sprachfertigkeit der Schweizer. Für letztere sorgt die Globalisierung von alleine. (Mike Albrecht)
- 10 – Wir stammen doch nicht von den Germanen ab, sondern von den Helvetiern! Warum sollten wir unsere Landessprache verleugnen? (Adolf Kurt Leemann)
- 15 – Herr von Matt hat absolut recht. Hochdeutsch ist nun einmal ein weiterer Teil der vielfältigen Sprachen unseres Landes. Jeder Deutschschweizer beherrscht Hochdeutsch und sollte es auch verwenden. Alles andere ist provinziell und unanständig. (Moritz Kaufmann)
- Ich bin Deutscher und finde es höchst sympathisch, wenn Schweizer Schwyzerdütsch mit mir reden. Wenn einer auf Hochdeutsch umstellt, zeigt er mir doch, dass er meinem Schwyzerdütsch anhört, dass ich es nicht von Kind auf gesprochen habe und es nicht gut genug findet. Wenn er dagegen Dialekt spricht, fühle ich mich viel eher seinesgleichen und angenommen. (E. Juntke)
- 20 – Wer Schweizerdeutsch für eine eigene und Hochdeutsch für eine Fremdsprache hält, hat manches nicht verstanden – das ist meines Erachtens sprachgewordenes Sonderfall- und Inseldenken in Reinform. Wer dann noch meint, Mundart schreiben zu müssen, hat noch viel weniger begriffen. Die Verschriftlichung ist der Mundart geradezu wesensfremd – und nein, eine Dialekt-Orthographie gibts nicht! (Laurens van Rooijen)
- 25 – Es ist doch ganz einfach: Wenn Sie wollen, dass Ihr Gegenüber Sie versteht, dann wählen Sie eine gemeinsame Sprache. Wenn es Ihnen egal ist, ob der andere etwas versteht, dann können Sie sprechen, wie sie wollen. Es ist immer wieder herzerwärmend, wie die Sprachkompetenz steigt, wenn gegenüber grad die Frau / der Mann / der Job des Lebens sitzt – und nur Hochdeutsch versteht.
- 30

(Oliver Fritz)

Tages-Anzeiger, 19.10.2010

Mundart Der Dialekt als Sprache des Herzens?

TA vom 16. Oktober

Kulturgeschichtliche Identität. Schlimme Dialektwörter fallen einem ein, wenn man den Versuch der Marginalisierung der Deutschschweizer Dialekte durch Peter von Matt bis zum Schluss liest. „Analphabeten“, „Wahn“, „ungehobelt“, „bäurisch“, „arrogant“, „Blödsinn“ sind einige Attribute, denen sich der Leser aussetzen musste. Dabei zeigen die Dialekte erst die Vielfalt unseres Landes auf, seine Flexibilität und Kulturvielfalt, die noch lange nicht zu ihrem Ende gekommen ist. Diese höhere Ebene unserer Ausdrucksvielfalt und unseres kulturellen Wohlbefindens scheint diesem Germanisten offensichtlich verschlossen zu sein. Dabei ist dieses Phänomen überhaupt nicht auf die Deutschschweiz beschränkt wie behauptet. Viele Idiome der französischen Sprache wurden nicht von der Académie française abgesegnet, unzählige Patois im Wallis und im Tessin und die Wiedergeburt der wunderbaren romanischen Dialekte zeugen davon. Selbst Johann Jakob Bodmer, ein Zürcher Philologe des 18. Jahrhunderts, der sich mit Erfolg um die deutsche Literaturgeschichte kümmerte, stellte die Dialekte nicht infrage. Das „Hochdeutsch“ war auch damals lediglich ein gemeinsam verwendeter deutscher Dialekt, damit man untereinander eine gemeinsame sprachliche Basis hatte und immer noch hat. Diesen zusätzlichen Aufwand nehmen wir auch heute gerne auf uns, kultivieren aber mit Überzeugung unsere vielfältigen gesprochenen Dialekte, um damit unsere sprachliche und kulturgeschichtliche Identität zu bewahren. Stephan Amacker, Neftenbach Dialekt ist nicht Muttersprache. Mundart ist Heimat? Ja, aber selten die Muttersprache. Einige der Leserbriefschreibenden haben Peter von Matt gründlich missverstanden. Herr von Matt ist nicht gegen das Sprechen und Leben von Dialekten („Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig.“). Er kritisiert lediglich die Hochstilisierung des Dialekts zur einzigen Muttersprache und damit zur Abwertung des Schrift- oder des Hochdeutschen. Meine eigene Mundart ist schwäbisch, die meines Mannes québécois (je nach Ort mit einfachem Schulfranzösisch kaum zu verstehen). Auch wir bekommen Heimatgefühle, wenn wir uns mit Familienmitgliedern oder Freunden im jeweiligen Dialekt unterhalten können, und auch wir müssen innerlich „umstellen“, wenn wir uns mit jemandem aus Niedersachsen oder aus Zentralfrankreich unterhalten. Korrekte Grammatik mussten auch wir erst in der Schule lernen. Aber dennoch sind unsere Muttersprachen Deutsch und Französisch, und es käme uns nicht in den Sinn, diese Sprachen als „kalt und fremd“ zu bezeichnen. Wir lesen unseren Kindern Geschichten in der jeweiligen Muttersprache vor, werden aber deswegen nie unseren jeweiligen Dialekt verlieren.

(Susanne Vogelgsang, Buchs)

Tages-Anzeiger, 20.10.2010

„Bei Immigranten benutze ich nach einer ‚Inkubationszeit‘ Mundart“

Erleben wir einen „Dialektwahn“? Was ist unsere Muttersprache? Professorin Helen Christen, „Idiotikon“-Herausgeberin und Germanistin, sieht vor allem eine Tendenz zum Informellen. Interview von Philippe Zweifel

Frau Christen, die Mundart-Debatte lässt kaum jemanden kalt. Sie erhitzt die Gemüter von Schriftsteller und Stammtischler gleichermassen. Warum?

Weil es eine wichtige Debatte ist. Die Sprache ist die Brücke zum Gegenüber. Sie gehört mit zum ersten, was man an einem Unbekannten wahrnimmt. Alle brauchen Sprache, alle nehmen sprachliche Unterschiede wahr, und wo Unterschiede sind, kommen auch Meinungen und Bewertungen ins Spiel. Wobei die Diskussion um den Stellenwert von Dialekt und Hochdeutsch wellenartig stattfindet. Vor ein paar Jahren war das schlechte Abschneiden an der Pisa-Studie der Auslöser. Jetzt dürfte die Zuwanderung aus Deutschland der Grund sein.

Man könnte auch sagen, Herr von Matt hat die Debatte losgetreten, als er einen „Dialektwahn“ konstatierte.

Er hat wohl mit einem gewissen Unbehagen festgestellt, dass der Dialekt in neuen Bereichen der Schriftlichkeit Fuss gefasst hat. In der Mündlichkeit war der Dialekt ja schon immer dominant, man hat in der Schweiz nie Hochdeutsch miteinander gesprochen, in keiner sozialen Gruppe. Doch in der informellen Schriftlichkeit hält die Mundart Einzug, sie taucht in E-Mail, SMS oder auf Facebook auf. Benutzer solcher Medien wollen spontan und nahe an der Mündlichkeit sein. Und dafür ist in der Deutschschweiz der Dialekt für sie das geeignete Mittel, in Deutschland wird zum gleichen Zweck „haste“ (hast du) oder „nix“ (nichts) geschrieben.

Hat das eine Verkümmern des Hochdeutschen zur Folge?

Wer bei solchen neuen Schriftanlässen Dialekt schreibt, weiss genau, dass ihm oder ihr in dieser Sprachform beispielsweise keine Quittung ausgestellt wird. Man will auch keine Aufsätze auf Mundart schreiben oder Zeitungen in Mundart gedruckt sehen. Es wird immer Leute geben, die sehr gut Hochdeutsch beherrschen und solche, die darin weniger gewandt sind. Das war auch früher so. Neu ist, dass man sich heute die Freiheit herausnimmt, eine SMS auf Schweizerdeutsch zu verfassen. Die alte Klage „früher war es besser“ greift zu kurz. Richtig ist wohl: Mehr Menschen schreiben häufiger – aber halt nicht nur auf Hochdeutsch.

Zeigt sich hier ein Generationen-Graben?

Die ältere Generation verbindet Schriftlichkeit zu allererst mit Hochdeutsch, und man hätte früher wohl gar nicht gewagt, sich über diese Konvention hinwegzusetzen und sich auf das Glatteis des Dialektschreibens zu begeben. Das Fehlen einer verbindlichen Orthographie kann ja, wenn man sein Leben lang Hochdeutsch geschrieben hat, verunsichern. Jüngere wachsen bereits in einer Art von Zweischriftigkeit auf: Mails schreiben sie im Dialekt, Bewerbungsbriefe in Hochdeutsch.

Wann ist Dialekt angebracht, und wann Hochdeutsch?

35 Zuerst ist hier zu sagen, dass man Situationen, die früher als formell wahrgenommen wurden, heute eher als informell betrachtet, auch deshalb wird mehr Mundart verwendet. So ist es heute selbstverständlich, dass eine Deutschschweizer Bundesrätin im „Rundschau“-Interview Dialekt spricht. Das hätte man früher vielleicht anders gehalten – wenn sich die Medienschaffenden überhaupt das Recht herausgenommen hätten, eine Magistratsperson einem Interview auszusetzen. Wir beobachten also möglicherweise keine Mundartwelle, sondern eine Informalitätstendenz. Bei SMS und E-Mails geht es um den persönlichen Austausch zwischen zwei Personen. Welche Sprachform hier die angemessene ist, muss wohl den Beteiligten überlassen werden. Es ist jedenfalls nicht Sache der Sprachwissenschaft, irgendwelche sprachlichen Verhaltensregeln aufzustellen.

45 *Man begegnet im Alltag heute häufig Menschen, die nicht Dialekt können. Wie verhalten Sie sich sprachlich?*

Bei Touristen ist es für mich eine Frage des Anstandes, ins Hochdeutsche zu wechseln. Bei Immigranten benutze ich nach einer gewissen „Inkubationszeit“ Mundart. Ich gehe davon aus, dass die meisten sogar froh darüber sein dürften, weil ich sie auf diese Weise nicht länger wie Fremde behandle. Mundart signalisiert auch Zugehörigkeit. Die von Peter von Matt beanstandete Unanständigkeit konnte ich übrigens in einer eigenen Untersuchung gerade nicht feststellen. In einem Freiburger Forschungsprojekt haben wir das Gesprächsverhalten bei Polizeirufen untersucht und festgestellt, dass sich die Polizisten der Sprache des Anrufers anpassen.

Birgt der Mundart-Boom die Gefahr einer kulturellen Provinzialisierung?

55 Kulturelle Provinzialität im Umgang mit Sprache scheint mir persönlich dann gegeben, wenn Sprachformen ihre Legitimität einfach deshalb abgesprochen wird, weil sie „nur“ gesprochen werden oder weil sie keine festgeschriebenen Normen haben. Was die Literatur angeht: Es käme doch einem Martin Suter nicht im Traum in den Sinn, einen Roman auf Mundart zu schreiben. Schon aus ökonomischen Gründen nicht. Für die Literatinnen und Literaten der „Spoken Word“-Szene ist der Dialekt ein besonderes Stilmittel. Ernsthaft fordert jedoch niemand, dass der Dialekt zur Deutschschweizer Schriftsprache werden sollte. Schon deshalb nicht, weil man dann einen bestimmten Dialekt zum Schriftdialekt erküren müsste. Das Hochdeutsche hat sich als Schriftsprache über Jahrhunderte bewährt.

Was halten Sie von der Forderung der SVP nach mehr Mundart – etwa im Kindergarten?

65 Das Debattieren über den Stellenwert von Dialekt und Hochdeutsch steht in unterschiedlichen Zeiten unter unterschiedlichen Vorzeichen. In den 1970er-Jahren plädierten die Linken für Dialekt in den Parlamenten - damit alle gleich gut argumentieren könnten. Für die Rechte war diese Forderung ein Angriff auf die Würde politischer Institutionen. Heute verlangt die SVP nach mehr Dialekt als einem Markenzeichen deutschschweizerischer Identität. Menschen mit Weitblick entgeht nicht, dass es auf der Welt ganz verschiedene und bestens taugliche sprachliche Arrangements gibt, wie Menschen für unterschiedliche Zwecke unterschiedliche Sprachen und Dialekte gebrauchen. Das gilt auch für den Kindergarten, wo man mit den Kindern Mundart spricht und dafür Geschichten auf Deutsch vorliest. Eine prozentuale Vorgabe Dialekt/Hochsprache erachte ich als absurd.

75 *Hitzig gestritten wird auch über die Frage, ob Schweizerdeutsch nun eine Sprache oder ein Dialekt ist. Klären Sie uns bitte auf.*

80 Ein US-Linguist sagte einmal: Eine Sprache ist ein Dialekt mit einer Armee und einer Marine. Tatsächlich bestimmt eine Sprechergesellschaft selber, ob ihr Dialekt den Rang einer Sprache oder eines Dialekts haben soll. Es gibt kein sprachwissenschaftliches Kriterium, um eine Sprache von einem Dialekt zu unterscheiden. Wer sagt, Schweizerdeutsch sei seine Muttersprache, betont den sprachlichen Unterschied zum Hochdeutschen und den gesellschaftlichen Stellenwert des Dialekts in der Deutschschweiz. Wer sagt, Deutsch sei seine Muttersprache, betont dagegen die Zugehörigkeit der Deutschschweiz zum deutschen Sprachraum. Beide haben – aus unterschiedlichen Blickwinkeln – recht.

Tages-Anzeiger, 20.10.2012

Mein Dialekt ist kein Tumor

Von Thomas Widmer

Am Samstag war in dieser Zeitung Peter von Matts Artikel über Schweizer Dialekt zu lesen. Abschätzig spricht der Zürcher Germanist von einer „ungeheuren, durcheinander wogenden sprachlichen Wolkenmasse“. Für von Matt ist Mundart Wörtersuppe. Diffuses Formengewimmel. Als Beispiel führt er die Unzahl von Bezeichnungen für „Ameise“ an: Omeisele,
5 Ambeisse, Umbeisse, Hampeissi, Wurmasle etc.

Zufällig ist just dieser Tage ein „Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz“* erschienen. Man findet in ihm auch eine Karte zur Verbreitung der „Ameise“-Bezeichnungen. Sie ist ziemlich präzise. Omeisele: äusserster basellandschaftlicher Westen. Ambeisse: Sustenregion. Umbeisse: Fricktal. Hampeissi: nördliches Luzern. Wurmasle: Schaffhausen.

10 Was für ein Widerspruch! Von Matt sieht im Dialekt phonetische Willkür am Werk, redet von einer „Wunderwelt“, die „tausendfach blüht und wuchert“. Doch der Dialekt ist eben kein Gewaber, kein Nebel, kein Tumor. Das zeigt der neue Atlas. Der Dialekt hat Kontur, Textur, Struktur. Er weist im feingekammerten Helvetien jedem Sprecher seinen Ort zu. Er gibt uns allen eine Geschichte. Er macht den Schweizer, die Schweizerin lesbar.

15 Die Atlas-Autoren relativieren im Vorwort auch das oft gehörte Verdikt, die Schweizer Dialekte verflachten zum Nichts hin. Die Deutschschweizer seien zu bewusste Nutzer, um das zuzulassen, wird argumentiert: Nach wie vor sei ihnen daran gelegen, ihre „Herkunft sprachlich auszudrücken“, weswegen sie bei aller Mobilität an mundartlichen Gepflogenheit hartnäckig festhielten.

20 Mit anderen Worten: Der Berner, der Basler, der Urner wollen lokalisierbar sein. Am Dialekt hängt alles andere: Historie, Brauchtum, Kultur, Sagen, Mythen – das ganze Selbstbild.

Einsam mit dem Dialekt

Natürlich schwächelt der moderne Dialekt stellenweise. So haben Lokalradiomoderatoren, die ihre hochdeutschen Texte in Mundart ablesen, die Zukunftsform eingeschleppt: „D Scorpions werdidi scho i bald im Hallestadion spiele.“ Deswegen ist der Dialekt aber kein Infantilgebrabbel, kein Hilfsdeutsch für geistig Arme, kein Medium für Analphabeten, wie von Matt suggeriert, der dem hierzulande unter Druck stehenden Hochdeutschen zudienen will. Man kann über Heidegger auf Haslitiitsch debattieren.

30 Das Problem mit dem Dialekt ist ein anderes: die geografische Begrenzung. Wir Schweizer sind einsam mit unserer Muttersprache. Die Texte der Berner Combo Stiller Has sind genial, bloss strahlen sie nicht weit; ein Hannoveraner versteht so etwas gar nicht: „I han e Moudi, du mir geits nid so guet, i han e Moudi, bitte lue nid so lut, i han e Moudi, das heisst dä Moudi dä het mi.“

35 Dass die Mundart aber grundsätzlich zu vielem taugt, auch zur Literatur, bewies letzte Woche wieder einmal die Radio-DRS-Sendung „Schnabelweid“. Die Schriftstellerin Heidi Gasser aus Lungern las zwei Texte in ihrem kernigen Idiom. Kitschig, retro, dumpf war daran gar

* Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz. Verlag Huber, Frauenfeld.

nichts; im Gegenteil zündeten Gassers starke Stücke, die von der Gegenwart des Todes im Alltag handelten, in die Abgründe der Ländlichkeit.

40 Dialekt ist für Dumme, ist Bauermalerei der Sprache? Aber nein! Freilich: Wer im Dialekt schreibt, hat dummerweise nur ein Minipublikum.

Das Orakel sagt „Urnäsch“

45 Im Internet gibt es das „Chochichästli-Orakel“. Da wird man gefragt, wie man im eigenen Dialekt „Mond“ sagt. Der Verfasser dieses Artikels, ein von Zürich sprachlich verwirrter Exil-Appenzeller, besinnt sich kurz auf seine Wurzeln und entscheidet sich für „Mo“. Nach einigen weiteren Fragen spuckt das Orakel die Diagnose aus: Urnäsch. Das ist auf zehn Kilometer genau getroffen – nicht übel. Ebenso wenig wie dieses Land ist der Dialekt eine Wolke, in der alles unidentifizierbar durcheinandertreibt. Unsere Dialekte machen Dinge und Menschen kenntlich.